



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Joseph Freiherr von Eichendorff.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Joseph Freiherr von Eichendorff.

In den Liedern, die seit manchem Jahrzehnt diesseits wie jenseits des Weltmeeres in ernstesten Stunden von deutschen Lippen am liebsten gesungen werden, gehört das Morgengebet, das mit den Worten „O wunderbares tiefes Schweigen“ feierlich anhebt und mit den Worten „Zu dir Herr, überm Strom der Zeit!“ wie ein alter Choral schließt. Es giebt aber noch eine vierte Strophe zu diesem Liede, und sie ist für den Dichter nicht minder bezeichnend als die durch Mendelssohns Komposition uns allen so vertraut gewordenen drei vorausgehenden, fromm ergebenen Strophen. Sie lautet:

Und hohlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schönen Sold der Eitelkeit,
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

Das Gedicht stammt aus dem reifsten Mannesalter Eichendorffs, aus seinem fünfundsiebzehnten Lebensjahre. Wie bitterer Ernst es ihm war um das Verachten des schönen Soldes der Eitelkeit, um sein ablehnendes Verhalten gegen die Weltgunst, das geht aus einem seiner ironischen Sprüche hervor:

Bau nur auf Weltgunst recht,
Und paß auf jeden Wink und Gruß,
Wirst dabei nimmer fröhlich werden!
Es hat's kein Hund so schlecht,
Der hinter seinen Herren muß,
Nicht frei spazieren kann auf Erden.

Aber wenn er die eitle Weltgunst aus Hoheit der Gesinnung wie aus lange bewährter Erfahrung verachtete, weit offen war doch sein Herz für den reinen Klang echter Sympathie, und als dem schon dem Greisenalter entgegenschreitenden bei einem kurzen Verweilen in der Kaiserstadt an der Donau ein Sängers- und Dichtersfest bereitet wurde, da faßte er seinen Dank in die bewegten Worte:

Sehe, wo sie's grünen sieht,
Lenkt sie hin von ferne;
Wo ein Niederfrühling blüht,
Weißt der Dichter gerne.

Segnet dankbar Stadt und Land,
Die ihn traut empfangen,
Grüßt die Sänger allzumal,
Die so lieblich fangen.

Und senkt alternd sich sein Schwung,
Nimmer mag's ihn schmerzen.
Bleibt doch Dichtung ewig jung
In den deutschen Herzen!

Hundert Jahre sind seit der Geburt Eichendorffs verstrichen. Seit einunddreißig Jahren weilt er nicht mehr unter den Lebenden. Aber in deutschen Herzen bleibt der Sinn für Dichtung ewig jung, und so mögen denn die nachfolgenden Zeilen seinem verdammernden Bilde wieder größere Bestimmtheit geben.

Wie die Wiege Chamisso's in einem altertümlichen Schlosse stand, so auch die Josephs von Eichendorff. Nicht bloß erträumt ist, was an blühenden Erinnerungen, die uns an die Ritterzeiten gemahnen, durch seine Gedichte zieht; er brauchte sich nicht, wie so manche Sänger der romantischen Schule, in das Mittelalter erst hinein zu phantasiren. Seine Kindheit und Jugend waren unter Eindrücken dahingegangen, die mit solchen Anklängen zusammenstimmten.

Die ältesten Nachrichten über das Geschlecht der Eichendorffs berichten von einem bairischen Kriegsmann, der im Jahre 928 auf dem Schlachtfelde bei Altbrandenburg, im Kampfe gegen die heidnischen Wenden, den Ritterschlag empfing. Für den Stammsitz des Geschlechts gilt noch heute das gleichnamige Städtchen unweit Passau in Niederbayern. Seit dem vierzehnten Jahrhundert haben die Eichendorffs brandenburgische Lehen zwischen Elbe und Oder gehabt. Im siebzehnten Jahrhundert, nach den Pestjahren, gab es nur noch einen Eichendorff in der Mark; den hat Kaiser Leopold I. im Jahre 1679 in den Freiherrnstand erhoben. Die Nachkommen dieses Eichendorff besaßen Liegenschaften in Mähren und auch Ritterguter in Oberschlesien, die sie selbst bewirtschafteten, nach dem alten Reimlein, wonach der Adel am besten auf eignem Boden sich behauptete:

Das Geschlecht der Städte soll er fliehn,
Ohne Not von seinem Herd nicht ziehn,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht,
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

In dem oberschlesischen Schlosse Lubowik, seit 1822 nicht mehr in dem Besitze der Familie, hat unser Dichter am 10. März 1788 das Licht der Welt erblickt. Sein Vater hatte sich auf der Universität und später auf Reisen eine tüchtige Bildung angeeignet, war eine Zeit lang Soldat gewesen, und überwachte jetzt die Bewirtschaftung seiner Güter. Seine in ihrem siebzehnten Lebensjahre ihm angetraute Gattin, die Mutter seiner fünf Kinder, von denen zwei früh starben, war nach schlesischer Art lebhaft, geistvoll und thätig; daneben hatte sie eine stark ausgesprochene Vorliebe für Glanz und Geselligkeit. Solcher

Art war Schloß Lubowitz der Mittelpunkt vielseitigen gastlichen Verkehrs, und eine Festlichkeit reihte sich an die andre. Nicht minder stattlich waren denn auch die allerdings nur ausnahmsweise unternommenen Reisen. Als im letzten Sommer des vorigen Jahrhunderts die ganze Familie in zahlreichen Reisewagen Karlsbad und Prag besuchte, durfte das herkömmliche Gefolge von Josen, Sägern und Heibucken nicht fehlen.

„Wer einen Dichter recht verstehen will — das sind Eichendorffs Worte —, muß seine Heimat kennen; auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt.“ Verweilen wir denn einige Augenblicke an der Stätte seiner Kindheit. Schloß Lubowitz liegt eine Stunde von Ratibor, und zwar auf heiterer Höhe. Weiß und schlank emporstrebend aus den Wipfeln und Blüten eines schönen Parkes, der sich hügelab bis an die jugendliche, eben erst schiffbare Ober erstreckt, heben sich weithin sichtbar seine Formen malerisch von dem dunkeln Hintergrunde der Karpathen und Sudeten ab. Ganz nahe rauscht jener Wald, dem wir das Lied verdanken:

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!

Seine Erziehung, wie die seines zwei Jahre ältern Bruders, leitete als Hofmeister ein hiedrer katholischer Geistlicher. Für die einzelnen Wissensfächer sorgten Hauslehrer. Der Bruder war nicht ohne mannichfache Begabung, insbesondere auch für Musik; aber lebhafter noch, trotz mancher träumerischen Anewandlung, war doch der Geist des kleinen Joseph. In seinem zehnten Jahre schon versuchte er sich an einer Römertragödie, über deren traurigen Inhalt er beim Niederschreiben selbst in Thränen zerfloß. Als er aber bald darauf über die alten deutschen Volksbücher und über den Wandsbecker Boten geriet, verging ihm der Geschmack an Lust und Leid der Römer, und nun vergaß er wieder Schlafen, Essen und Trinken über der schönen Magelone und über den Liedern und Fabeln des treuherzigen Asmus. „Doch mein Hofmeister — erzählt er selbst —, ein aufgeklärter Mann, kam hinter meine heimlichen Studien und nahm mir die geliebten Bücher weg. . . . Ich bekam nun dafür Campes Kinderbibliothek; ja, da erfuhr ich denn, wie man Bohnen steckt, sich selber Regenschirme macht, nebstbei gab es mehre zuckerbackne edle Handlungen, einige Elternliebe und kindliche Liebe in Charaden.“ Eine Epoche, die er selbst als für sein ganzes Leben entscheidend bezeichnet, löste jene Ernüchterungsperiode ab. Sein Hofmeister fing nämlich an, ihm alle Sonntage aus der Leidensgeschichte Jesu vorzulesen. „Anfangs hörte ich sehr aufmerksam zu — erzählt Eichendorff —, dann aber wurde mir das immer wieder abgebrochene Vorlesen zu langweilig. Ich nahm also das Buch selbst vor und las es für mich allein

ganz aus. Mit Worten kann ich nicht beschreiben, was ich dabei empfand. Ich weinte so aus Herzensgrund, daß ich schluchzte. Mein ganzes Wesen war davon erfüllt und durchdrungen, und ich begriff nicht, wie mein Hofmeister und alle Leute im Hause, die doch das alles schon lange wußten, nicht ebenso gerührt waren, und wie sie auf ihre alte Weise so ruhig fortleben konnten.“ Glücklicherweise sorgte der ganze Zuschnitt des elterlichen Haushalts dafür, daß auch dem Frohsinn der Jugend sein Recht wurde. Zu Tanz und Lustbarkeiten gab es reichlich Gelegenheit. Schwimmen und Reiten wurde fleißig geübt. Das väterliche Jagdschloß Sumin, das großartige, jetzt in Trümmern liegende Schloß Tost und eine Menge anderer Ausflugsziele der malerischen Umgegend gaben den Brüdern auch wohl Anlaß, sich als rüstige Fußwanderer zu bezeigen. Mit Leidenschaft wurde der Jagd und dem Vogelfang obgelegen. So verstrichen die Jahre der Kindheit. Als Eichendorff dreizehn Jahre alt war, wurde er mit seinem Bruder auf das katholische Gymnasium in Breslau gebracht, und nachdem beide dann noch drei Jahre lang Pensionäre in dem damit verbundenen Konvikt gewesen waren, sandte sie der Vater zum Studium der Rechtswissenschaften nach Halle.

Im Mai 1805 langten sie dort an. Es war die Zeit, wo das neue Heil der Welt die Romantik hieß. In Halle teilte sich damals alles in zwei Hauptlager; Eichendorff nennt sie in seinen Fragmenten: „das stabile der Halbinvaliden und das bewegliche der neuen Freikorps,“ dessen einzelne Gruppen unter dem Begriffe der Romantik zusammenfielen. An der Spitze der Romantiker stand der junge, mit hinreißender Beredsamkeit ausgestattete Naturphilosoph Steffens, von welchem selbst Schleiermacher zu jener Zeit so bezaubert war, daß er an eine Freundin schrieb, er möchte ihn „anbeten, wenn sich dergleichen Mann gegen Mann geziemte.“ Aber von nicht geringerm Interesse war es für Eichendorff, daß die herzoglich weimarische Theatertruppe während der Bademonate im nahen Saachstädt Vorstellungen gab, und daß dort hin und wieder auch Goethe leibhaftig erblickt wurde — wie Eichendorff sagt — „als ob die unsterblichen Götter wieder unter den Sterblichen umherwandelten.“

Bekanntlich hatte die Schlacht von Jena die Schließung der Universität Halle zur raschen Folge. So finden wir denn im Frühjahr 1807 die Brüder in Heidelberg wieder. Hier war der Brennpunkt der Romantik: Joseph Görres gab dort eben sein Werk über „die deutschen Volksbücher“ heraus; Achim von Arnim und Clemens Brentano trugen zusammen, was sich noch irgend an altdeutschen Volksliedern aufreiben ließ; „Des Knaben Wunderhorn“ ist ja das erfreuliche Ergebnis dieses fleißigen Sammelns gewesen. Mit allen dreien wurde Eichendorff aufs innigste befreundet.

Im Frühling 1808 folgte ein Abstecher der Brüder nach Paris, wo sie in der kaiserlichen Bibliothek auf Görres Wunsch den genauen Texten altdeutscher Handschriften nachforschten. Schon damals hatten die Napoleonischen

Raubzüge auch die Sammlungen des Louvre zum Pilgerziele zahlreicher Kunstfreunde aus aller Herren Länder gemacht. „Aber der Heißhunger nach den alten treuen Klängen der Muttersprache — so schreibt Eichendorff in einem Briefe aus jener Zeit — ließ keinen Genuß aufkommen.“ So sehen wir die Brüder denn bald wieder auf dem väterlichen Schlosse, wo sie dem alternden Vater nun während der nächsten zwei Jahre bei der Bewirtschaftung seines Besitztumes behilflich sind.

Unter den vielen der damals entstandenen Gedichte Eichendorffs sind manche seitdem zu Volksliedern geworden. „Wer hat dich, du schöner Wald,“ „Vergangen ist der lichte Tag,“ und „In einem kühlen Grunde“ stammen aus dieser Zeit. Aus andern klingt Bohn heraus über den tiefen Niedergang der deutschen Herrlichkeit und die Ahnung, daß ein furchtbares Gericht über die Schuldigen heraufziehen werde. Heißt es doch in einem dieser „Zeitgedichte“:

Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End',
Da wird den Falschen genommen
Ihr unecht's Regiment.

Dann, wie die Erze vom Hammer,
So wird das lockre Geschlecht
Gehaun sein von Not und Jammer
Zu festem Eisen recht.

Und in einem Gedichte aus dem Jahre 1810, das er „Gebet“ überschrieben hat, macht die drückend auf ihm lastende Rat- und Thatlosigkeit des ganzen unterjochten Deutschlands sich in dem Aufschrei Luft:

Was hast du mich blank gerüstet,
Wenn mein Volk mich nicht begehrt,
Keiner mehr nach Freiheit lüstet,
Daß mein Herz betrübt, verwüstet,
Nur dem Grabe zugetehrt.

In jenen Jahren der hoffnungslosen Knechtung Preußens trieben, wie man weiß, verwandte Stimmungen zahlreiche deutsche Patrioten nach Oesterreich. Auch die beiden Eichendorffs erhielten von ihrem Vater im Oktober 1810 die Erlaubnis, sich nach Wien zu begeben, um sich für den österreichischen Staatsdienst vorzubereiten und so an dem Widerstande sich zu beteiligen, der allein noch gegen die Allmacht Napoleons einige Hoffnungen zu bieten schien. Aber ehe sich für den Dichter in den kaiserlichen Kanzleien eine amtliche Thätigkeit fand, ging über den Schneefeldern Rußlands die blutige Mitternachtssonne von Moskau auf, und nun der Preußenkönig am 3. Februar 1813 durch den Aufruf an die freiwilligen Säger endlich die Napoleonischen Fesseln abstreifte, trennte sich Eichendorff von seinem Bruder und ließ sich in Breslau unter die Lützow'schen Säger einreihen.

Es ist bekannt, daß die auf dieses Freikorps gesetzten Erwartungen nur teilweise in Erfüllung gingen. In der Hoffnung, in einem andern Korps dem Vaterlande besser dienen zu können, nahm Eichendorff während des Waffenstillstandes im Juli 1813 seine Entlassung und fand bald darauf als Offizier in einem schlesischen Landwehrregiment Aufnahme. Freilich auch eine Geduldsprobe. Denn diesem Regiment fiel nach der Kapitulation von Torgau die trübselige Aufgabe zu, die schauerlich verpestete Stadt erst wieder bewohnbar zu machen. Erst Napoleons Rückkehr von Elba und der nun von neuem entbrennende Krieg gab der militärischen Thätigkeit Eichendorffs eine dankbarere Verwendung. Zwar hatte das Regiment, dem er jetzt zugeteilt wurde, das Mißgeschick, trotz aller Eilmärsche erst nach der Schlacht von Belle-Alliance die Hauptarmee zu erreichen; aber unter stetem Zurückdrängen des Feindes ging es nun vorwärts auf Paris, und als dienstthuender Offizier dem General Gneisenau beigegeben, mit dem ihn bald herzliche Freundschaft verband, empfand Eichendorff von nun an den Pulsschlag der großen Zeit aus unmittelbarster Nähe. Im Anfange des Jahres 1816 führte er dann seine Kompagnie aus Frankreich in die schlesische Heimat zurück und trat im Dezember desselben Jahres bei der königlichen Regierung zu Breslau als Referendar ein. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, sei gleich hier hinzugefügt, daß Eichendorff im Jahre 1844, also nach drei- unddreißigjähriger, abwechselnder Amtsführung in Breslau, Danzig, Königsberg und endlich in Berlin, unter dem Minister Eichhorn seine Entlassung nahm.

In Berlin war er fast ununterbrochen während dreizehn Jahren in der Abteilung für katholisches Kirchen- und Schulwesen beschäftigt gewesen. Da er mit dem Minister von Altenstein sehr gut stand, ging selbst aus der Meinungsverschiedenheit beider bei Gelegenheit der Maßregelung des Erzbischofs von Köln keine ernsthafte Spannung hervor. Das von 1837 datirende Gedicht: „O heil'ge Stadt, dein Hirte ist gefangen“ läßt erkennen, was Eichendorff damals empfand, ist aber erst spät in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen worden. Zu dem Entlassungsgesuche gaben verschiedene Zurücksetzungen Veranlassung, welche Eichendorff unter dem Ministerium Eichhorn erfuhr, mehr aber noch die Zustimmung, die Angriffe, welche die katholische Presse gegen das Ministerium gerichtet hatte, in geeigneter Weise auf dem Wege der Presse zu widerlegen. König Friedrich Wilhelm IV. bewilligte das Gesuch erst nach nochmaliger Wiederholung desselben (30. Juni 1844) und gab Eichendorff zuvor noch Gelegenheit, in Marienburg Studien zur Wiederherstellung des dortigen Schlosses der deutschen Ordensritter zu machen. Das Ergebnis dieser Arbeit erschien 1844 in Königsberg. Bekanntlich gehörte Eichendorff schon zu dem nähern Kreise des Königs, als dieser noch Kronprinz war; sowohl die erste Gesamtausgabe seiner poetischen Werke wie die neuen Auflagen seiner Gedichte sind dem König zugeeignet. Wir staunen über das Rätsel einer poetischen Begabung, die sich durch eine so langjährige Beamtenthätigkeit nicht allmählich verkümmern ließ.

Aber ihn konnte nichts anfechten. Selbst seine Unfreiheit ward ihm zum Gedicht. Da klagt er wohl in seinem „Unverbesserlichen“ kleinmütig:

Ihr habt den Vogel gefangen,
Der war so frank und frei,
Nun ist ihm 's Fliegen vergangen,
Der Sommer ist lange vorbei.

Es liegen wohl Federn neben
Und unter und neben mir,
Sie können mich alle nicht heben
Aus diesem Meer von Papier.

Papier! Wie hör' ich dich schreien,
Da alles die Federn schwenkt
In langen emfigen Reihen —
So wird der Staat nun gelenkt!

Aber siehe da, draußen summt es und trillert es, die Muse und ihr ganzer Hofstaat von Lerchen und Quellen, von Blumen und Düften rufen ihn, und im Nu sitzt er mit ihr auf dem Flügelroß und

fliegt mit ihr von dannen,
Daß es unten die Schreiber verdross.

Gegen das Alten schreiben hat er überhaupt einen gründlichen Widerwillen, was er unter der Überschrift „Siegfrimm“ in folgenden Stachelversen bekundet:

Altenstöße nachts verschlingen,
Schwaben nach der Welt Gebrauch,
Und das große Tretrad schwingen
Wie ein Dhs, das kann ich auch.

Aber glauben, daß der Plunder
Eben nicht der Plunder wär',
Sondern ein hochwichtig Wunder,
Das gelang mir nimmermehr.

Aber andre überwigen,
Daß ich mit dem Federkiel
Kömt' den morschen Weltbau stützen,
Schien mir immer Narrenspiel.

Und so, weil ich in dem Drehen
Dasteh' oft wie ein Pasquill,
Läßt die Welt mich eben stehen —
Mag sie's halten, wie sie will!

Auch die Beratungen des Ratskollegiums haben dem Herrn Rat — später wurde er Geheimer Rat — nicht immer sonderlichen Respekt eingeflößt. Den „Vorsitzenden“ läßt er sich wie folgt expeditoriren:

Hochweiser Rat, geehrte Kollegen!
Bevor wir uns heute aufs Raten legen,
Bitt' ich, erst reiflich zu erwägen,
Ob wir vielleicht, um Zeit zu gewinnen,
Heut sogleich mit dem Raten beginnen,
Oder ob wir erst proponiren müssen,
Was uns versammelt und was wir alle wissen? —
Ich muß pflichtmäßig voranschicken hierbei,
Daß die Art der Geschäfte zweierlei sei:

Die einen sind die eiligen,
 Die andern die langweiligen.
 Auf jene pfleg' ich Cito zu schreiben,
 Die andern können liegen bleiben.
 Die liegen aber, geehrte Brüder,
 Zerfallen in wicht'ge und höchstwichtige wieder.
 Bei jenen — nun — man wird verwegen,
 Man schreibt nach amtlichem Überlegen
 More solito hier, und dort ad acta,
 Diener rennen, man flucht, verpackt da,
 Der Staat florirt und bleibt im Takt da.
 Doch werden die Zeiten so ungeschliffen,
 Bild unzuspringen mit den Begriffen,
 Kommt gar, wie heute, ein Fall, der eilig
 Und doch höchwichtig zugleich — dann freilich
 Muß man von neuem unterscheiden:
 Ob er mehr eilig oder mehr wichtig.
 Ich bitte, meine Herrn, verstehn Sie mich richtig!
 Der Punkt ist von Einfluß. Denn wir vermeiden
 Die species facti, wie billig, sofort,
 Find't sich der Fall mehr eilig als liegend.
 Ist aber das Wichtige überwiegend,
 Wäre die Eile am unrechten Ort.
 Meine Herrn, Sie haben nun die Prämissen,
 Sie werden den Beschluß zu finden wissen.

Wenn zu dieser ergöglichen Ansprache dem Dichter — er stand übrigens schon in der Schattenseite der Dreißiger — ohne Zweifel ein pedantischer Konfusionsrat Modell gegessen hat, so weist die Jahreszahl 1836 des Gedichtes „Moderne Ritterschaft“ auf eine ganze Springsflut von damals neu dekorirten hin. Der Dichter hat diesmal seine Verse für sich behalten, bis sie niemand mehr tranken konnten. Sie lauten:

O große, heldenmüt'ge Zeit
 Zu diesen Friedenstagen,
 Wo man in weiter Christenheit
 Nichts thut als Ritter schlagen!

Wer so viel Adlerbrut nur treibt
 Aus ihren Bergeshängen,
 Daß drunten jedem Wichte bleibt
 Im Knopsloch einer hängen?

O wunderbare Ritterschaft,
 Wie würdet ihr wohl jagen,
 Wenn Sankt Georgens Lanzenschaft
 Zu Rittern euch wollt' schlagen!

Da Eichendorff von dieser Seite nur den wenigsten bekannt sein dürfte, so werden die hier gegebenen Proben von seiner Fähigkeit, auch einmal die Spott-

geißel zu schwingen, sein Bild vervollständigen helfen. Seine angeborene Neigung richtete sich auf andres, auf Anmutiges wie auf Erhabenes, auf fröhlich Heiteres wie auf Ernstgesammeltes, auf den Zauber in der Natur wie auf den Spender so vieler holder Gaben. Forderte aber die gebieterische Zeit einmal scharfe Hiebe, so hielt er seine Klinge auch nicht ängstlich in der Scheide, wie wenig Freude er, seiner ganzen Natur nach, daran haben mochte. Darum heißt es in einem seiner Sprüchlein:

Der Sturm geht lärmend um das Haus,
Ich bin kein Narr und geh' hinaus,
Aber bin ich eben draußen,
Will ich mich wacker mit ihm zausen.

Zu seinem und zu unserm Glück ist es ihm erspart geblieben, die Periode der Zentrumsmißwirtschaft zu erleben, wenn die letztere auch freilich ohne die ihr voraufgegangene sogenannte katholische Abteilung nicht wohl denkbar gewesen wäre. Man hat gefragt: wäre er in seinem Eifer für die alleinseigmachende Kirche so weit gegangen, sich einem Führer wie dem Haupte der Zentrumspartei zuzugesellen? Eher möchte man noch die Möglichkeit zugeben, daß die ritterlichere Kampfweise eines Schorlemer-Alst seinem Wesen entsprochen hätte. Aber wohl uns, daß diese Fragen keine Antwort heischen und daß kein erkältender ultramontaner Schatten auf das lebenswarme und volkstümlich deutsche Bild, welches der Name Eichendorff uns vor die Seele zaubert, zu fallen braucht.

Mit Unrecht sind daher, außer seinem unvergleichlichen „Taugenichts,“ die Prosaschriften Eichendorffs, aus denen seine Vielseitigkeit und seine universale Bildung am meisten hervorleuchtet, bei dem lebenden Geschlechte fast ganz in Vergessenheit geraten. Sein bereits 1811 in Wien entstandener Roman „Ahnung und Gegenwart“ ist sicher nur wenigen Leserinnen des heutigen Geschlechts zu Gesicht gekommen, ebenso die farbenreichen Novellen „Schloß Durande“ und die „Entführung,“ die Trauerspiele „Ezelin von Romano“ und der „Letzte Held von Marienburg,“ das Lustspiel „Die Freier,“ welche Bühnenarbeiten allerdings mehr romantisch eigenartig als bühnengerecht sind. Die erzählenden Dichtungen „Julian“ (1854), „Robert und Guiscard“ (1855) und „Lucius“ (aus Eichendorffs Todesjahr 1857) seien hier wenigstens genannt, wenn auch nur als Zeichen für die lange Dauer seiner Schaffensfreudigkeit.

Will man sich vollständig mit seinem Wesen vertraut machen, so muß man auch vor einem ernsten Eindringen in seine Litteraturgeschichte nicht zurückscheuen. Obgleich die Mehrzahl der dort gefällten Urteile, weil durchweg auf katholischen Voraussetzungen beruhend, mit Zug und Recht starke Anfechtungen erfahren hat, bleibt das Buch doch eine der geistvollsten Arbeiten, welche dieses Gebiet überhaupt aufzuweisen hat. Es ist eben ein Dichter, der es verfaßte; und so wenig damit auch gesagt sein soll, daß ein solcher für die Lösung der Aufgabe befähigter sein müsse als ein berufsmäßiger Historiker, so fühlt sich doch selbst

der Gegner vieler Aussprüche des Verfassers von dessen tiefem Eindringen in das Wesen der Poesie immer von neuem angezogen und gefesselt. Man möchte auf das merkwürdige Werk anwenden, was er selbst über die Gesamtheit deutscher Poesie sagt: „Im großen und ganzen ist es doch immer ein frischer Wellenschlag, wenn auch die siebente Welle sich immer wieder rückwärts überstürzt.“

Daß Eichendorff der lyrisch begabteste unter allen Romantikern gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel. Außer diesem großen Naturschatz kam ihm zu statten, daß er ein Nachgeborener war. Beim Beginne seiner schriftstellerischen Laufbahn hatten sich die Ziele der neuen Schule schon einigermaßen geklärt. Für ein tieferes Eingehen auf diesen Gegenstand ist hier leider nicht der Raum. Aber wenigstens mag noch — unter allem Vorbehalt — mit seinen Worten ausgesprochen werden, was ihm die Poesie ist: nicht ist sie „bloße Schilderung oder Nachahmung der Wirklichkeit,“ ebenso wenig „unmittelbare Darstellung der überfinnlichen Welt,“ sondern „die indirekte, d. h. sinnliche Darstellung des Ewigen und immer und überall Bedeutenden, welches auch jederzeit das Schöne ist, das verhüllt das Irdische durchschimmert. Dieses Ewige, Bedeutende — schließt er — ist aber eben die Religion.“

Zu Eichendorffs Freundeskreise zählen, außer den schon erwähnten Männern, Leute von den verschiedensten Richtungen, unter ihnen auch namentlich protestantische Geistliche; dann Philipp Veit, Friedrich Schlegel und dessen Gattin, Franz Kugler, v. Schön, v. Raumer, Fouqué, Holtei, Bessel, Johannes Voigt, Fr. W. Schubert, v. Bohlen, Alfr. v. Auerwald, Schnaase, Savigny, Chamisso, Nikolovius, Schmedding, Kortüm, Ad. Schöll; besonders nahe stand ihm Felix Mendelssohn, dessen letzte Komposition ein Eichendorffsches Gedicht war: „Wergangen ist der lichte Tag.“ Ein Freund sang es noch dem Sterbenden vor.

Die Häuslichkeit unsers Dichters begann inmitten zweier Feldzüge, weit später, als er es gehofft hatte. Denn schon als Jüngling von einundzwanzig Jahren hatte er sich mit Luise Viktoria von Larisch verlobt, einer damals erst fünfzehnjährigen Landsmännin. Sie wird als ein schönes, frohgelauntes Mädchen geschildert, das auf dem elterlichen Landstutze fleißig mit zugreifen gelernt hatte. Der Bräutigam war schlank, aber von kräftigem Körperbau, hatte seelenvolle blaue Augen, braune Locken und ein kleines Schnurrbärtchen. Ein aus jener Zeit vorhandnes Bild erinnert an Theodor Körner. Fünf Jahre hat der Brautstand des Liebespaares gedauert. Zwischen der Schlacht von Leipzig und von Belle-Alliance sind sie dann glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen. Dieser durch herzliche Eintracht und durch liebe Kinder gesegnete Bund hat vierzig Jahre gedauert. Die größten Stürme, von denen er heimgesucht wurde, kamen von außen: die Berliner Märzrevolution und der Maiaufstand in Dresden; denn nach Dresden hatte der Dichter bald nach seiner Flucht aus Berlin sich gewendet, und zwar mit dem Wunsche, dort seine Tage beschließen zu können. Mit kurzer Unterbrechung ist er fast volle zwei Jahre in Dresden gewesen, und

in dem kleinen bescheidenen Häuschen an der Elbe, das zum „Zinkischen Bade“ gehört, ist die Muse gern bei ihm eingelehrt. Umstände fügten es dann, daß sich seine Dresdner Pläne zerschlugen; doch hat Eichendorffs Liebe zu der schönen Stadt am Elbstrome sich wenigstens auf eins seiner Kinder vererbt: eine Tochter und eine Enkelin des Jubilars wohnen in Dresden und verschönerten durch ihre Gegenwart kürzlich das im Dresdner litterarischen Vereine festlich begangene Eichendorff-Jubiläum.

Zum Schluß noch eine freundliche Mahnung. Wir haben zu Eichendorff meist nur ein musikalisches Verhältnis, und bei vielen seiner Lieder, die uns durch das Ohr zu innigen Vertrauten wurden, wissen wir nicht einmal, daß es Eichendorffsche Lieder sind. Wöchten wir doch von heute an dankbar seiner gedenken, wenn wir entzückt Liedern lauschen, wie: „Die Höhen und Wälder schon steigen“ oder „Es war, als hätt' der Himmel,“ „Hörst du nicht die Quellen gehen,“ „Es weiß und rät es doch keiner,“ „Wohin ich geh und schaue,“ „Übern Garten durch die Lüfte“ und so unzählige andre, bei denen wir nur an den Komponisten zu denken pflegen. Wöchten wir überhaupt tiefer in das eigentliche Wesen dieses bedeutenden Menschen eindringen. Er hatte einen Charakter, von dem sich lernen läßt. Was die wenigsten beim Hören seiner Lieder ahnen mögen: er war von heftigen Wallungen und starken Leidenschaften bewegt; auch seine Schmerzen waren gewaltiger Art. Aber über alle Erregungen hat ihm, was heute so wenigen beschieden ist, die glückliche Fähigkeit fortgeholfen, an eine höhere, liebevolle Weltordnung nicht nur felsenfest zu glauben, nein, in ihr auch unablässig die Krönung des ganzen Wunderbaues der Schöpfung mit solcher Seherklarheit zu erblicken, daß ihm die Erde nach jedem Schicksalschlage immer wieder zu einem blühenden Garten geworden ist. Mit solchen Geistern zu verkehren, selbst wenn wir ihnen in mancher Stimmung nur staunend zuschauen können, thut uns, den Kindern einer anders gearteten Zeit, zuweilen recht not.

Und so mögen diese ihm gewidmeten Zeilen, um in seinem Sinne auszuklingen, mit einem seiner spätesten Gedichte schließen:

Mein Gott, dir sag' ich Dank,
 Daß du die Jugend mir bis über alle Wipfel
 In Morgenrot getaucht und Klang,
 Und auf des Lebens Gipfel
 Bevor der Tag geendet,
 Vom Herzen unbewacht
 Den falschen Glanz gewendet.
 Daß ich nicht taumle ruhmgeblendet,
 Da nun herein die Nacht
 Dunkelt in ernster Pracht.